



LINDA
WINTERBERG

DAS
HAUS DER
VERLORENEN
KINDER

ROMAN

atb

Kaffeepause einmal zu Marie gesagt und dabei verlegen den Blick gesenkt.

Die Versammlung löste sich auf. Eilig entflohen alle dem Besprechungsraum, der mit seinen großen, noch aus der Zeit der Jahrhundertwende stammenden Flügeltüren und seiner stuckverzierten Decke einen ganz eigenen Charme hatte. Marie und Gertrud warteten vorm Aufzug, der wie immer behäbig seinen Dienst tat. Auf die Idee, den in die Jahre gekommenen Fahrstuhl gegen einen moderneren zu ersetzen, war bisher niemand gekommen. Die Ausstattung des Hauses war insgesamt veraltet. Dennoch war der Charme des Fin de siècle in den Fluren, Zimmern und in den mondänen Speise- und Aufenthaltsräumen noch spürbar und zeigte seine Wirkung auf die Bewohner, Menschen aus einer anderen Zeit, die hier Vertrautes wiederfanden, das ihnen Geborgenheit vorgaukelte.

Gertrud warf Marie einen Seitenblick zu und fragte: »Ich hoffe, es ist dir recht. Mein Thomas, er hat ...«

»Schon gut«, unterbrach sie Marie. »Ich hatte sowieso keine Pläne fürs Wochenende.«

Gertrud deutete ein Nicken an, sichtlich um Fassung bemüht. Marie wusste nicht, was sie sagen sollte. Irgendetwas Tröstendes, etwas Lustiges. Es fiel ihr nichts ein. Sie spürte, dass Gertrud jemanden zum Reden brauchte, doch sie fühlte sich heute nicht in der Lage, der Kollegin zuzuhören. Ihre Hand wanderte in die Tasche ihrer grauen Strickjacke, und sie umklammerte die Fotografie mit der Frau und dem Kind, die sie, seitdem sie sie aus dem Briefumschlag gezogen hatte, ständig bei sich trug. Der Text auf der Rückseite war mit Tinte geschrieben und verblasste bereits. Die Frau auf dem Bild kam ihr so vertraut vor, sah ihr so unendlich ähnlich. Gestern hatte sie das Bild vor den Badezimmerspiegel gehalten und ihr eigenes Antlitz mit dem Gesicht der Frau verglichen. Die Fotografie war schwarzweiß, die

Ecken waren bereits vergilbt. Trotzdem ahnte Marie, dass die Frau rotes Haar hatte. Rotes Haar und helle Haut – wie sie selbst, wie ihre Mutter, die sie nur von Bildern kannte.

Der Aufzug kam, und die beiden Frauen stiegen ein. Verwundert registrierte Gertrud, dass Marie nicht nach unten fuhr.

»Hast doch jetzt frei. Was willst du dann im dritten Stock?«, entfuhr es ihr. Marie schaute auf die Zahlenreihe. Wie selbstverständlich hatte sie auf die Nummer drei gedrückt. Gertrud sah sie abwartend an, während sich der Aufzug in Bewegung setzte.

»Ich wollte noch zu Betty. Hab ihr etwas versprochen«, wick Marie ihrer Kollegin aus. Was sollte sie ihr sagen – dass sie der alten Dame nahe sein wollte? Dass sie mit ihr reden wollte, über das Schachspielen, das Wetter – vielleicht sogar über Norwegen? Oder war das alles Unsinn? Betty war nur eine alte Dame, eine der Bewohnerinnen des Altersheimes eben, nicht viel mehr als eine Bekannte. Und trotzdem zog es Marie zu ihr.

Sie erreichten das dritte Stockwerk, und Marie stieg mit einem knappen Abschiedsgruß auf den Lippen aus. Wie immer war der Flur in helles Neonlicht getaucht. Frau Kahl saß in ihrem Rollstuhl in dem extra eingerichteten Raucherzimmer und unterhielt sich angeregt mit Herrn Dietrich, der gewiss über seine alten Zeiten als Bankdirektor plauderte. Eingenebelt vom Zigarettenqualm, lebten sie in ihrer Welt der Vergangenheit. Marie lief den Flur hinunter. Bettys Zimmertür stand offen. Sie war gerade vom Frühstück zurück und lüftete, wie immer zu dieser Stunde. Marie blieb fröstelnd in der Tür stehen und wickelte sich fest in ihre Strickjacke. Betty saß am offenen Fenster, ihr Strickzeug in der Hand – als wäre Sommer und kein kalter Oktobertag. Der Wind trug den Regen in den Raum. Das Fensterbrett war schon ganz nass. Betty blickte auf und sagte trocken: »Dachte schon, du kommst nicht mehr.«

Marie durchquerte den Raum und schloss das Fenster. »Meine tägliche Dosis kaltes Zimmer kann ich mir doch nicht entgehen lassen.« Sie griff nach einem Handtuch und wischte das Fensterbrett trocken.

»Kaltes Zimmer?« Betty schüttelte den Kopf. »Ihr jungen Dinger wisst doch gar nicht, was Kälte ist.« Sie strickte weiter. Marie schloss die Tür und setzte sich aufs Bett. Schweigend saßen sie sich eine Weile gegenüber. Nur das Klappern der Nadeln erfüllte den Raum.

Schlurfende Schritte waren auf dem Flur zu hören, die Stimme von Karl-Theodor, dann war es wieder still. Nur ganz langsam wurde es wärmer im Raum.

»Hast heute keine Arbeit, was?« Betty drehte ihr Strickzeug um.

»Hab unverhofft frei bekommen.«

»Gertrud wird diesem Balg nie beikommen«, erriet Betty den Grund für Mariens plötzliche Freizeit. »Sie erzählt es jedem, auch wenn er es nicht hören will. Meine Güte, der Junge ist erwachsen. Irgendwann muss sie ihn ziehen lassen. Ändern wird sie ihn nicht können.«

»Vielleicht hat er wieder einen Gerichtstermin«, mutmaßte Marie, die sich schon gar nicht mehr darüber wunderte, dass die alte Dame sofort begriffen hatte, worum es ging. »Immerhin geht sie hin und lässt ihn nicht allein, auch wenn er ein Kleinkrimineller und ein Versager ist. Für mich ist nie jemand irgendwohin gegangen, egal ob in den Kindergarten oder die Schule. Alles war ihnen egal. Eine meiner Pflegemütter hat mich ständig geschlagen, eigentlich für alles. Sie hat zu viel geraucht, zu viel gesoffen. Die andere war ein Weichei, bei der hat uns ihr Freund verprügelt. Und die eine Familie war zwar ganz nett, gekümmert haben sie sich aber auch nicht. Als der Vater starb, bin ich dort weggekommen – zurück ins Heim.«

»Ist nicht dein Tag heute, oder?« Betty schaute sie kurz an.

»Könnte sein«, erwiderte Marie. Sie überlegte, ob sie Betty von dem Buch und dem Bild erzählen sollte. Ihre Hand wanderte in ihre Tasche,

wo sie das Papier berührte. Sie brachte es nicht über sich, es hervorzuholen – es war zu kostbar. Am Ende würde Betty es nicht verstehen, etwas Falsches, gar Verletzendes sagen.

Der Wind peitschte den Regen an die Fensterscheibe und wirbelte Blätter durch die Luft. Missmutig schaute Betty hinaus.

»Ist ein lausiges Wetter heute. Gut, dass du das Fenster zugemacht hast. Sogar der Teppich ist nass geworden.« Sie legte ihr Strickzeug auf den Tisch, füllte Tee in zwei Becher und reichte Marie einen. Marie nahm ihn dankbar entgegen und schloss ihre kalten Finger um das warme Porzellan.

Erneut schwiegen sie, und die Stille fühlte sich gut an. Marie rückte auf dem Bett ein Stück nach hinten und lehnte sich gegen die Wand. Betty hatte ihr Zimmer mit ihren alten Möbeln eingerichtet. Sie saß in einem gemütlichen grünen Sessel mit abgewetztem Stoff, auf dem Nachttisch stand eine beigefarbene Lampe, die den Charme der sechziger Jahre verströmte. Über dem Bett hing ein Ölgemälde, eingefasst von einem kitschigen goldenen Rahmen. Das Meer war darauf zu sehen, Wellen, auf denen Schaumkronen tanzten, schlugen an den Strand. »Das Bild hat ein Mann namens Joakim gemalt«, sagte Betty. »Mein Vater hat es ihm vor vielen Jahren abgekauft. Es ist das Einzige, was mir von zu Hause geblieben ist.« Da war er wieder, der Schmerz in Bettys Stimme. »Er ist jahrelang zu uns nach Loshavn gekommen und hat gemalt. Manchmal habe ich ihn heimlich dabei beobachtet. Meine Güte, ich war sogar neidisch auf ihn, weil er so schön malen konnte und die Geduld dafür aufbrachte, so lange an einem Ort auszuharren, bis das richtige Licht den Himmel erfüllte. Irgendwann tauchte Joakim dann nicht mehr auf – nur das Bild ist geblieben. Es hat in der Stube über dem Esstisch gehangen. Mutter hat es nie gemocht. Sie meinte immer, es zeige die raue Seite des Meeres, vor der sie sich immer gefürchtet habe.« Betty schüttelte den Kopf.

»Ein Loshavner Mädchen und fürchtet sich vor dem Meer, das muss man sich mal vorstellen.«

»Was soll daran seltsam sein?«, erwiderte Marie schulterzuckend.

»Ich habe so viele Jahre in Berlin gelebt und fürchte mich bis heute vor der U-Bahn. Ich kann nicht einmal genau sagen, was es ist. Aber wenn ich eine U-Bahn kommen höre, krampft sich mein Magen zusammen. Und in dem fahlen Licht der unterirdischen Gänge wirken alle Gesichter grau und eingefallen. Die meisten Menschen blicken grimmig drein. Oftmals kam es mir so vor, als verspürten die Leute um mich herum dieselbe Angst wie ich. Die Angst, für immer in den dunklen Tunneln zu verschwinden.«

»Als würde einen das Meer verschlucken«, pflichtete Betty ihr bei. Marie nippte an ihrem Tee. Betty griff erneut nach ihrem Strickzeug. Wieder waren schlurfende Schritte zu hören, das Klappen einer Tür.

»Das ist bestimmt Karl-Theodor«, bemerkte Marie.

»Und wenn schon.« Betty zuckte mit den Schultern.

»Er hat dich gern.«

Betty warf ihr einen kurzen Blick zu, der alles sagte.

»Gib ihm wenigstens eine Chance. Ich glaube, er ist sehr nett, und Schach spielen kann er auch. Gesellschaft ist doch nichts Schlechtes.«

»Ich mag sie eben nicht, diese verhärmtten Gesichter, diese Pullunder- und Cordjackenträger, die müffeln, gelbe Zähne haben und den ganzen Tag nur jammern oder sich über andere Leute aufregen.«

»Das ist aber nicht sehr nett«, verteidigte Marie Karl-Theodor. »Er müffelt nicht und gibt sich Mühe mit seinem Äußeren. Gut, er trägt Cordjacken, aber darunter Hemden, keine Pullunder. Gib dir einen Ruck, wenn er das nächste Mal kommt. Nur eine Runde Schach. Vielleicht macht es dir ja Spaß.«

Betty atmete tief durch, dann nickte sie. »Von mir aus. Aber er muss fragen. Sonst glaubt er noch, ich würde ihm nachlaufen.«